

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 288.

Posen, den 15. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

19 Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ja, es war schön. Es war weit mit ihm, dem weiland ersten Chargierten der Thuringia, gekommen. Mit wütendem Gesicht, wie einen Gegner, fixierte er das unglückselige Manuskript.

Aber noch einmal siegte die Tugend, noch einmal setzte er sich davor. Schläfrig summten die Fliegen, die Tapeten knisterten, schwerer und schwerer wurden ihm die Lider. Im ganzen Körper fühlte er diese Schläfrigkeit.

O, sich jetzt behaglich auf einer Chaiselongue ausstrecken zu können, mußte köstlich sein.

Doch die war ja glücklich beiseite geschafft.

Er seufzte tief auf, und als hätte dieser Seufzer Pforten gesprengt und Widerstände gebrochen, drängte jetzt unaufhaltsam ein seit Tagen in ihm rebellierender, aber stets niedergehaltener Gedanke empor — der Gedanke: Warum, du alter Hansnarr, quälst du dich eigentlich so? Was zum Teufel geht dich „Kultur und Weib“ an? Warum mußt du es grade sein, der sich partout für die Menschheit opfern will?

Als wittre er Morgenluft, ging es über Richard Wilkes Züge wie Erlösung und Verklärung, doch für alle Fälle hielt er den Kopf noch geduckt und wartete, ob die Stimme der Lockung und Verführung nicht von heiliger Entrüstung niedergedonnert würde.

Aber alles blieb still in ihm: es wollte nicht donnern.

Triumphierender jedoch erhob sich die erste Stimme: Warum, du alter Hansnarr, sperrst du dich hier ins heiße Zimmer, anstatt draußen im See die Glieder zu dehnen?

Warum trinkst du abgestandenes Selterwasser, anstatt dir den Krug mit kühlem, schäumendem Bier zu füllen?

Warum schlägst du dich mit der alten Aspasia herum, anstatt draußen einem lebendigen hübschen Kinde nachzusteigen?

Und warum verurteilst du dich zum unbequemen Stuhl, anstatt in aller Behaglichkeit auf der Chaiselongue zu liegen, wie du es nach den Unterrichtsstunden des Vormittags reichlich verdient hast?

Ist das nicht alles blanter Unsinn?

Dein ganzer Höhenflug nicht nur eine schlechte Komödie, die du selbst längst did hast?

Es donnerte auch jetzt nicht. Aber plötzlich stieg trotz der Hitze ein Jodler zur Decke, und mit einer Seligkeit und Inbrunst sondergleichen schleuderte der Ordinaris der Quarta das Fünzigpfennigheft an die Wand.

Es klatschte. Es fiel. Es blätterte sich auf.

Doch er lachte nur, trommelte seine Wirtin heraus, schickte sie nach einem Krug Bier und sagte dann: „Außerdem, Frau Dawidett, wollt' ich Sie bitten, mir doch die Chaiselongue wieder ins Zimmer zu stellen. Der tolle Fleck irritiert mich!“

So kam mit Hilfe der Dame aus Lgd., die sich über nichts mehr wunderte, das „Lotterbett“ wieder zu Ehren. Wollustschauernd legte er sich darauf.

Ha, da nahten sich wieder die trügerischblendenden Geniegedanken zu „Kultur und Weib“, und er ließ sich von ihnen umgaukeln mit dem herrlichen Bewußtsein, daß er es eigentlich gar nicht nötig hatte und sie vor allem nicht aufzuschreiben brauchte. Das war der Höhepunkt der Lust.

Am Spätnachmittag machte er Toilette und schwamm dann im Strome des Straßenlebens wie ein Fisch im Wasser. Die Brust dehnte sich ihm, die Augen lachten: Ach, was war die Welt schön, und er selber noch jung, und frei — frei! Er hatte zwischen all der Schönheit ringsum noch die Wahl wie ein Pascha — wohin flog sein Taschentuch?

Hätte Ilse ihn damals erhört, so wäre jedes Blickduett mit Blond oder Schwarz jetzt eine Sünde wider den güldenen Verlobungsring: er wäre ausgeschaltet gewesen, versorgt, passé.

Wie ein Schreck durchfuhr es ihn, als hätte er am Rande eines Abgrundes gestanden. Ach, die Ilse war doch ein herrliches Mädel, daß sie ihm den Korb gegeben hatte!

Aber jetzt wollte er sich die Schwarzäugige betrachten, die da schon lange zu ihm herüberblickte. Kind, Kind, wo hast du das Kokettieren gelernt? Kokettiert mit Auge, Mund, Sonnenschirm und Stiefelchen! Mit diesen entzückenden hellgrauen Stiefelchen! Diese Stiefelchen muß man sich wirklich in der Nähe ansehen, diese Stiefelchen verdienen es — —

„n Abend, Richard!“

Blitzschnell fuhr er herum — na ja, da hatte er den Salat: Walter und Ilse Hoermann! Sie mußten ihn beobachtet und seine Absichten auf die Schwarzäugige bemerkt haben, denn umsonst sagte Walter nicht mit diesem süßsantem Lächeln: „Laß dich nicht stören, mein Junge!“

Scheußlich peinlich! Besonders Ilses wegen, die er zum erstenmal seit der dummen Antragsgeschichte wieder sah, und gleich so . . .

Mühsam quetschte er ein paar Worte heraus und suchte nach einem Vorwand sich zu drücken. Aber Walter kam ihm zuvor. „Einen Augenblick,“ bat er und sprang mit einer Karte zum nächsten Briefkasten hinüber, der eben geleert ward.

Vielleicht wollt' er die beiden mit Absicht einen Augenblick allein lassen.

„Und wie geht es Ihnen, Richard?“ sagte Ilse, ohne das Lächeln aus den Augen zu verlieren. „Gut — nicht? Warum gucken Sie mich nicht an?“

Etwas zaghaft blickte er auf, doch als er ihre Miene sah, kam ihm das Komische der Situation zum Bewußtsein, und im nächsten Moment lachten sie sich beide an.

„Fräulein Ilse,“ sagte er und streckte ihr die Hand hin, „ich bin ein Narr gewesen, ich seh's ja ein. Tragen Sie's mir nicht nach.“

„Na Gott sei Dank,“ erwiderte sie, „so gefallen Sie mir schon besser. Und nun ist alles wieder all right. Und wir bleiben die Alten, Richard! Apropos, sehen Sie Doktor Crusius nächstens? Er soll sich mal

bliden lassen. Ich hab' etwas für ihn, was ihn interessieren wird. Ueberhaupt: gerade nach den schweren Tagen können wir Auffrischung brauchen. Also machen Sie sich nicht zu rar."

Walter, der zurückkam, hatte die letzten Worte gehört.

"Ja," meinte er, "komm! Wir brauen mal nächstens wieder 'ne Sommernachtbowl wie früher."

Dann bogen die Geschwister rechts ab, während Richard Wille links nach dem „Seeschloß“ strebte. Die Schwarzüngige hatte er inzwischen allerdings verloren, aber es kränkte ihn nicht. Er stellte sich zur Feier des Tages ein schlemerhaftes Abendbrot zusammen, spendierte sich eine Flasche Mosel dazu und fühlte, wie alle Erdensthwere mehr und mehr von ihm absank. Wie ein wüster Traum lag „Kultur und Weib“ hinter ihm; mit Ilse Hoermann hatte er sich auch wieder verständigt; die großen Ferien standen vor der Tür — wer war glücklicher?

Die Stunden spannen sich fort; in vollen Zügen genos er bei Pilsener Bier die Schönheit der Nacht. Hoch über ihm der gestirnte Himmel, weit vor ihm der gestirnte See. So voll ward ihm das Herz, daß er leise zu singen begann.

„Schöne Welt,“ sang er hoch und tief, „schöne Welt — schöne Welt!“

Es erquickte ihn, befriedigte ihn aber noch nicht ganz. Dann lachte er etwas unvermittelt, denn die leere Moselflasche glänzte ihn im Mondlicht so merkwürdig an.

Die Deutschen . . . die lieben Deutschen! Ein komisches Volk waren sie doch! Tranken alle Bier, aber wenn sie dichteten, so dichteten sie immer auf Wein!

Und er wiegte den Kopf, dudelte vor sich hin und summtete der Moselflasche dann fast triumphierend entgegen:

„Blinkt euch der Saft der Traube
In grüner Römer Fier,
Stülpt sahnig sich die Haube
Für mich auf Böhmisches Bier!“

Herrje, das klappte ja großartig! Er schwoll in einem wohligen Stolz. Das konnte ja das Leiblied der Deutschen werden — eine hierologische Nationalhymne. Um so mehr, als man je nach Gelegenheit „böhmisches“ Bier auch durch helles, Münchener, Pilsener, Bayrisch, Gräzer und andres Bier ersetzen konnte. Es fügte sich jedes in den Rhythmus.

Zur Beruhigung sang er die Strophe unter Einsetzung der verschiedensten Bierqualitäten durch, aber dabei ward ihm so schwummerig, als hätte er wirklich alles durcheinander getrunken.

„Es ist ein bezauschendes Lied, das ich da gemacht habe,“ sagte er sich. Dann hob er sich selig vom Flecke.

Auch heute blieb er vor dem Denkmal Friedrichs des Großen stehen. Er war schon ein bißchen schläfrig und blinzelte den König nur so an: „Lieber Friedrich,“ sagte er, „alles was recht ist: ein Genie bist du ja gewesen, aber eigentlich, was hast du davon gehabt? Immer in dieser kühlen Höhe, immer mitten drin in der Weltgeschichte, immer auf Firnen — ist das wirklich ein so erstrebenswertes Ziel? Hast du dich jemals so in aller Behaglichkeit beschwipst? Hast du jemals quetschvergnügt auf der Chaiselongue gelegen und auf die ganze Welt gepiffen?“

„Nee, das hast du nicht getan, denn du mußtest immer König sein und Genie. Das jedoch tue ich . . . ein Talbewohner . . . (mit einer Verbeugung): Doktor Richard Wille, Ordinarius der hiesigen Quarta . . . ich komme nämlich eben vom Bier. Und was ich dir mal gelobt habe, dir auf die Firnen zu folgen, das nehm' ich feierlich zurück. Nichts zu machen — danke ergebenst! Ich will meine Gemütlichkeit haben, meine Behaglichkeit haben, mein Lotterbett haben, mein Bierchen trinken!“

Er schüttelte energisch den Kopf.

„Nee,“ sagte er noch einmal protestierend, „du fängst mich nicht mehr, lieber Friedrich! Wir sind ja nicht so bedeutend, aber wir leben doch behaglicher!“

Und erhobenen Hauptes verließ er das Denkmal.

Dem langen Crusius soll ich ja auch noch etwas bestellen, fiel ihm ein. Was kann denn die Ilse von ihm wollen? Bandelt sie etwa mit dem an, weil's mit mir nichts ist?

Da wurde er gerührt: „Gottes Segen über euch, Kinder! Ich verzichte gern, denn ihr verdient es!“

Nach kurzem Kampf mit der Tücke des Objekts gelang es ihm, die Haustür aufzuschließen. Auf der Treppe sang er noch einmal die neugedichtete Bierhymne. Aber plötzlich stuzte er. Die Melodie kam ihm so bekannt vor.

Er war doch wahrhaftig wieder in eines seiner beiden Leiblieder hineingerutscht. Diesmal war es „Joachim Hans von Zietzen“.

XII.

Wie sich Bienen an den Klee hängen, der ihnen längst all seine Süße gegeben hat, den sie jedoch in einer vagen Hoffnung immer von neuem durchsuchen, so hingen sich die Gedanken des langen Crusius an die Worte, die Ilse Hoermann ihm über Lene Beyer gesagt hatte.

Er hatte jetzt so viel Zeit: Der Verkehr im Trauerhause verbot sich fürs erste von selbst, und Richard Wille hatte ihm ja deutlich zu verstehen gegeben, daß er vorläufig für niemanden zu sprechen sei.

Und gerade jetzt sehnte sich der Lange nach einem Menschen, mit dem er reden konnte. Denn die Wochen verstrichen ihm in einer quälenden Unruhe. Er fragte sich oft, ob er mit der so heiß ersehnten Beichte nicht doch eine Riesendummheit begangen habe. Seitdem führte Lene Beyer ein wunderliches Doppel- und Scheinleben; sie war untrennbar mit Ilse Hoermann verbunden, und so ungleich die beiden Mädchengestalten waren, — sie flossen ihm in seinen Träumen ewig durcheinander, ohne daß sich etwas Rechtes und Ganzes ergeben hätte. Es war ein unerquicklicher und verwirrter Zustand, der ihn unlustig machte und bedrückte.

„Ich lauf' rum wie die Kuh, die ihren Stall verloren hat,“ dachte er im stillen Groll gegen sich selbst.

Da klopfte es eines Tages an seine Tür.

„Salve!“ grüßte Richard Wille und schwenkte den Hut scharf gegen den Korridor, während er auf der Schwelle stehen blieb, — „ich muß erst ein bißchen abtröpfeln, sonst schädige ich Ihre Blüschgarnitur.“

Er freut streckte ihm der Lange die Hand hin. „Regnet es denn so? ich hab's noch gar nicht gemerkt.“

„Nu eben! Sie schwimmen im wolkenlosen . . . durch selige Bläuen, aber kommen Sie auf den Boden, lieber Freund. Wir haben uns ja eine Ewigkeit nicht gesehen, heißt das: als Menschen. Als Schulmeister haben wir das Vergnügen öfter. Nochmals: Heil und Gruß zuvor!“

Crusius mußte lachen. Gottlob, es war wieder der alte Richard Wille. Alles seiner Natur Fremde und nicht Gemäße hatte er abgeschüttelt, wie vorhin vom Hut die Regentropfen.

Er rückte ihm die Zigarren zurecht und meinte: „Das Karnidel sind diesmal doch Sie gewesen. Ich hab' die ganze Zeit gesehen, wo ich immer sitze, aber Sie nicht! Selbst bei Schmittchen hab' ich Sie vergebens gesucht.“

„Tja,“ sagte der andre . . . „mich hat wieder mal Verschiedenes am Schlafittchen gehabt. Schwamm drüber. Außerdem hab' ich 'n bißchen gearbeitet.“

„Ach so — verstehe! Das Standardwerk, nicht? „Kultur und Ehe“. Oder „Kultur und Weib“. Na, wie weit sind Sie?“

Aber Richard Wille wehrte energisch ab.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter der Kamera in

HOLLYWOOD

Von unserem eigenen Korrespondenten

Es ist bereits so viel über Hollywood berichtet worden, daß es für den Laien äußerst schwierig ist, Tatsachen und Erdachtes auseinanderzuhalten. Hollywood ist für den Durchschnittsmenschen ein mit Unwahrheit überwuchertes Pflanz, welcher mit einem romantischen Beigeschmack versehen ist. Für ihn ist es ein Ort voll Lachen und Frohsinn — ein wahres Eldorado mit goldenem Pflaster —, in dem die Stars ans Unmögliche grenzende Gehälter beziehen, welche sie wieder in luxuriöse Autos, kostspielige Kleider und anderen persönlichen Schmuck umsetzen. Nichts ist weiter von diesen herrlich klingenden Märchen entfernt als die Wahrheit selbst. Hollywood ist tatsächlich eine ganz gewöhnliche, sehr gesunde lebende und äußerst konservative Stadt, wie man sie bei einer Reise durch die Vereinigten Staaten des öfteren antrifft. Nur das sogenannte „Nachtleben“, welches in einer jeden Metropole eine bedeutende Rolle spielt, fehlt hier gänzlich. Um zehn Uhr abends liegt der Hollywood-Boulevard (Hollywoods Hauptstraße) einsam und verlassen da. Die wenigen noch offenen Tanzlokale werden fast ausschließlich von Geschäftsleuten, Büroangestellten, Handwerkern usw. besucht, aber die Filmleute selbst sind dort kaum zu finden. Dieses mutet viele Leser und Leserinnen sicherlich sehr eigentümlich an, aber die Herstellung der Filme verlangt tatsächlich so viel schwere Arbeit, so daß die Stars und Regisseure nach dem nervenaufregenden Tagewerk im Atelier nur zu froh sind, wenn sie den Abend ruhig in ihren vier Wänden verbringen oder aber benachbarten Bekannten einen Besuch abstatten können. Außerdem wissen die meisten Filmschauspieler nur zu gut, daß Gesundheit und Schönheit in ihrem Leben am wertvollsten sind. Sie würden es als eine Todsünde betrachten, diese, ihre kostbaren Güter, durch übermäßiges Trinken oder liederlichen Lebenswandel zu zerstören. Soweit Geld in Frage kommt, so sind die Einkommen der Filmarbeiter um ein Bedeutendes übertrieben. Nur einige wenige Stars erhalten enorme Gehälter. Die anderen aber müssen sich mit mäßiger Entlohnung zufrieden geben, und die große Mehrheit verdient gerade genug, um ihr Leben zu fristen. Daß man das Geld hier in Hollywood zum Fenster hinauswirft, stimmt natürlich auch nicht. Es versteht sich, daß die Stars elegant gekleidet sind und standesgemäß leben, aber die so viel erwähnten Verschwender muß man mit der Laterne suchen. Die meisten Darsteller sparen systematisch und legen ihr Geld gut an. Sicherlich würden Sie, werter Leser und Leserinnen, staunen, wenn Sie wüßten, wieviele Restaurants, Friseursalons, Wäschereien, Blumenläden, Stagenhäuser und Hotels das Eigentum bekannter Stars sind. Dieses sichert ihnen eine Existenz, wenn sie durch Alter, Krankheit oder ein wählerisches Publikum einmal gezwungen werden, ihr Zeitliches in der Filmwelt zu segnen.

Hollywood sollte eigentlich „die Stadt der Klubs“ genannt werden. Eine jede Branche der im Film Beschäftigten hat ihre eigene Organisation, welche das Interesse ihrer Mitglieder wahrt und sie mit allgemeiner Unterhaltung versieht. Der bekannteste Klub ist die „Wampas“; eine Vereinigung der Propagandachefs. Die weiblichen Angestellten des Propagandachefs sind unter dem Titel „Waps“ organisiert. Die Titelschreiber verbrüdereten sich kürzlich unter dem Namen „Die Titel-Bischöfe“; die Kameraleute haben ihre „Gesellschaft der Kameraleute“; die Filmschriftsteller ihren „Schriftsteller-Klub“, und die Schminke-Experten gehören der „Gesellschaft der Schminke-Künstler“ an. Schon seit längerer Zeit haben die Männer, welche in Wildwest-Filmen zu sehen sind — die sogenannten „Cowboys“ — ihr regelrechtes Versammlungstotal, welches allgemein als „Wasserloch“ bekannt ist. Die ungewöhnlichste aller Gruppen ist sicherlich „Der Verein der Strauchelnden“. Dieser setzt sich aus den Komparsen zusammen, welche ihr Leben von fünf Dollar pro Tag fristen, und auch nur solchen ist der Beitritt in diesen Verein gestattet.

Die neueste Neuheit in der Filmkolonie sind Tierjuwelen. Wo man geht und steht, findet man Stars, Hauptdarstellerinnen und Komparsen, die Tierornamente jeder Art, Form und Farbe zur Schau tragen. Bebe Daniels trägt ein Armband von Miniaturelephanten aus gehämmertem Gold. Clara Bow hat ihren Hut mit einem Silberduplikat ihres neuesten Lieblings, einem australischen Teddybären, verziert. Evelyn Brent wählte Nephrit-Giraffen für ihre verschiedenen Sportenssembles. Esther Ralston nennt ein erlesenes Halsband, welches aus silbernen Schlangen besteht, ihr eigen. Mary Brian's Stolz ist eine Brillantnadel, die drei Entlein aufweist. Florence Vidors Herz hängt an Kamele in Juwelenfassung, und Kathryn Carver beweist ihre Vorliebe für

Hunde, indem sie diese Tiere ausschließlich in ihren Ringen, Ketten und Schnallen trägt.

Keine Industrie verlangt so sehr eine endlose Mannigfaltigkeit des verschiedensten Materials, wie gerade die Filmindustrie. Die Stahlbranche braucht Kohlen und Eisen als Grundbasis. Um Automobile herzustellen, wird Metall, Holz, Glas, Gummi und Stoff verwendet, aber die Materialien, welche zur Herstellung von Filmen benötigt werden, gleichen einem bodenlosen Faß — man kann noch so viel Wein hineingießen, und es wird nimmer voll. — Kamele aus der Wüste, Totems der Polargegend, afrikanische Urwälder, Artikel, Menschen und Gebräuche der Eingeborenen aus dem australischen Busch oder irgendeinem anderen Land unter der Sonne, werden entweder in die Ateliers geschafft oder aber die Ateliers gehen dorthin, wo diese Dinge zu finden sind.

Ein Blick in die Liste der neuen Paramount-Filme zeigt deutlich, daß die amerikanischen Produzenten das Leben in anderen Ländern als einen reichen Vorrat für Filmschöpfungen betrachten. Der Emil Jannings-Film „Sein letzter Befehl“ behandelt die russische Revolution. Seine andere Produktion, „Der König von Soho“, spielt sich in London ab. Wien liefert den Hintergrund für Pola Negris Film „Das zweite Leben“ und Adolphe Menjous Film „Das Wiener Lied“. „Bin ich Ihr Typ“ mit Clara Bow in der weiblichen Hauptrolle, „Ihr großer Flirt“ mit Florence Vidor und die zwei Menjou-Produktionen „Der Gentleman von Paris“ und „Der Maharadscha von Domelamien“ sind nach Paris verlegt worden. Der zweite Florence Vidor-Film „Scheidung vor der Ehe“ trägt sich in Venedig zu, während „Die Tochter des Scheichs“ mit Bebe Daniels, sich in der Wüste abspielt.

Um sich technischer Korrektheit in jeder Beziehung zu vergewissern und auch um kostspielige Fehler zu vermeiden, ist sehr viel Datenforschung notwendig. Selbstverständlich ist bei der Herstellung eines jeden ausländischen Films ein technischer Direktor anwesend, der meistens in dem betreffenden Lande geboren wurde. Dieser hilft dem Regisseur in jeder Weise, um den Film absolut wahrheitsgetreu zu gestalten. Die Paramount ist nun noch einen Schritt weitergegangen. Sie hat in ihrem Hollywooder Atelier eine spezielle Auslandsabteilung unter der Leitung eines früheren Oxford-Graduierten, George Kates, etabliert. Dieser Herr hat die ganze Welt bereist, spricht fünf Sprachen und ist Spezialist in den Lebensweisen, Gebräuchen und Geschichten fremder Länder. Mit der Hilfe einer Anzahl Assistenten steht er den Szenariumschreibern und Regisseuren während der Vorbereitung und Produktion aller sich im Ausland abspielenden Filme mit Rat und Tat zur Seite.

Einen der originellsten und sonderbarsten Menschen, den man des öfteren auf der Straße trifft, ist ein Einsiedler, welcher unter dem Namen „Peter“ allgemein bekannt ist und der weit oben in den Hollywooder Bergen ein verborgenes Heim hat. Er trägt einen Anzug aus schwerem, grobem weißen Stoff, welchen er selbst verfertigt, läßt das ganze Jahr hindurch barfuß und hat einen langen, wehenden Bart. Peter der Einsiedler war früher Seemann. Heute wandert er durch die Straßen und erteilt allen, welche ihm zuhören, Gesundheitsratschläge. Seine einzige Verbindung mit dem Film ist die, daß er früher einmal einem gewissen Produzenten, welcher ihm scherzhafterweise die männliche Hauptrolle gegenüber einem bekannten Star in ihrem nächsten Film versprochen, drohte, daß er ihn verklagen würde. Der Produzent nutzte diese Drohung recht vorteilhaft aus, indem er die Zeitungleute von diesem Vorfall unterrichtete, mit dem Resultat, daß der Star und ihr Film sehr viel Reflekt erhielt.

Grüße hygienisch!

In China begrüßt man einen Bekannten nicht dadurch, daß man ihm die Hand schüttelt, sondern man schüttelt zum Gruß sich selbst die Hände.

Diese Art des Händedruckes wird nun in Amerika für vorbildlich erklärt, und es hat sich dort ein Verein gebildet, der den chinesischen Händedruck an die Stelle des bei uns üblichen einführen will.

Ein Vorkämpfer dieser Bewegung, die zurzeit in Ohio die meisten Anhänger besitzt, führt aus warum man diese Sitte des fernem Ostens nachahmen soll.

„Das Schütteln der Hände, wie es bei uns üblich ist,“ so führt er aus, „hat eigentlich gar keinen Zweck. Es ist wohl nur noch ein Ueberrest uralter Sitten und kann vom hygienischen Standpunkt aus nie und nimmer gutgeheißen werden. Daß durch den Handdruck Uebertragungen von Krankheiten möglich sind, beweisen zahlreiche Untersuchungen im Laboratorium. Die warme, feuchte Oberfläche der Hand bietet einem besonders günstigen Aufenthalt von Bakterien aller Art, die keine Freundschaft und Verwandtschaft respektieren. Wir könnten von der alten Weisheit der Chinesen großen Nutzen ziehen. Wenn wir ihre sehr empfehlenswerte Sitte übernehmen würden, die eigenen Hände beim Gruß zu schütteln, so würden auch unsere Bakterien bei uns bleiben und nicht zu anderen hinüberspazieren. Und das wäre immerhin schon ein Gewinn.“

Glück im Unglück.

Mario Sanci, so heißt der Mann aus Italien, dem diese Geschichte passierte, die in drei Stappen zerfällt: Mailand, Schwarzes Meer, Mailand. In Mailand begann die Misere, in der Türkei dachte sie nicht daran, aufzuhören, und in Mailand ging sie von neuem los, und da auf einmal war das Glück im Unglück da.

Mario Sanci lebte in Mailand als einfacher Arbeiter. Es ging ihm so schlecht; die Frau verdiente nichts, und je mehr Kinder in diese traurige Welt kamen, desto schlimmer wurde es. Da eines Tages wurde Mario energisch, packte seine wenigen Habseligkeiten, nahm Frau und Kinder, die kleineren an die Hand, das Kleinste auf den Rücken und zog aus, dem Glück entgegen. So vertauschte er Sonne mit Halbmond. Aber auch dort im armeneligen Stambul wurde es nicht besser. Ueberall Arbeitslose, niemand scherte sich um den schäbigen, armen Mario. Die türkische Untertanenschaft sollte er annehmen, dann ginge es vielleicht noch. Aber Mario bejaß nichts als seinen alten, von den Vätern ererbten Stolz; das Herz des Sanci schlug dagegen. So kehrte Mario dem Halbmond den Rücken und bekannte sich wieder zur Sonne und zum blauen Himmel. Das Kleinste ging nun an der Hand, die anderen waren vernünftiger geworden. Als er in Mailand „einzog“, nahm niemand Notiz von ihm. Er fand dort kein Unterkommen, mußte mit seiner Familie in einem gelieheneu Planwagen hausen, bei Unwetter und Sturm. Mario Sanci erkrankte, die beiden Jüngsten wurden vom Fieber ergriffen, und es war kein Ausweg aus dem Dilemma.

Dann aber kam das Glück im Unglück, und wie das so kommt, durch die Zeitung. Die hatte das neue Schlagwort für Mario Sanci geprägt. So kam das Glück zu dem „ärmsten Mann der Welt“ in der Gestalt eines reichen Schwiegersohnes. Dieser merkwürdige Freier war ein Geschäftreisender aus Bozen. Von einer schweren Krankheit ergriffen, trieben ihn seine todesnähen Gedanken zu der toten Mutter. Die hatte ihm einmal den weisen Rat gegeben: „Mein Sohn, heirate nur ein armes Mädchen, das wird dein Glück sein!“ Dieser Sohn genas. Er betete zur schmerzreichen Madonna, daß sie ihm sein Gelübde erfülle. Und so geschah es. Er schrieb an den Vater und bat ihn um die Hand des „ärmsten Mädchens der Welt“.

Er wird sich eine von Marios schönen Töchtern aussuchen und sie demnächst heiraten. So ist allen gefolgt, das „Sapby end“ ist da.

Schlangen gegen Epilepsie.

Walter Fritzmmons, der Leiter einer Versuchsfarm für Schlangen in Elisabeth, in der Nähe von Johannesburg, berichtet von einem neuen Serum gegen die Epilepsie. Vor sechs Jahren hat Fritzmmons mit seinen Versuchen in der Farm, wo viele Tausende von Schlangen gefangen gehalten werden, begonnen. Erst unlängst ist es ihm gelungen, das ersehnte Heilmittel zu finden. Es ist ein Präparat, das sich aus getrockneten und sterilisierten Schlangengiften zusammensetzt. Den Kranken wird das Serum durch Einspritzung zugeführt. Diese Behandlung soll die Eigenschaft haben, die zerrütteten Nerven aufzufrischen und Blut und Muskelkraft neu zu beleben. Fritzmmons hofft, seine Heilerfindung auch auf dem Gebiete der Verjüngungstheorie zu erproben und besonders bei der Drüsenverpflanzung anzuwenden.

Auch ein Kulturdokument.

Die alten Ägypter hatten gewiß nicht die Absicht, Kulturdokumente für uns zu bewahren, wenn sie ihren Toten köstliche Schätze mitgaben, und in den berühmten Pyramiden Museen für Altertumsforscher schufen. Der Brauch, den Verstorbenen die Gegenstände ihres täglichen Lebens, sowie die Zeichen ihrer Würde, ihres Standes in die Grabstätte zu legen, hängt mit der alten Auffassung zusammen, die die Ägypter vom Weiterleben nach dem Tode hatten. Glaubten sie doch, daß der Tote große Wanderungen unternehmen müsse, auf denen er diese Gegenstände brauchen könnte. So ließen sich schon bei Lebzeiten reiche Ägypter in ihre Grabstätten Schiffe einbauen, damit sie im Totenreich dann fahren könnten.

Wir haben andere Anschauungen, wir nehmen auf unsere Todesfahrt nichts anderes mit als unser Gewissen, unsere Sünden und den Haß guter Taten. Wir wissen, daß wir nichts anderes brauchen, als den Geist des Ewigen Nicht in Gräbern werden spätere Generationen Zeichen unserer Kultur finden, nicht in Pyramiden. Unsere Museen sind angefüllt mit bedeutenden

Dokumenten. In den Büchern der Zeit spiegeln sich tausendfach die Bilder unseres Daseins für die Kommenden.

Die Absicht, ein Kulturdokument für spätere Generationen zu hinterlassen, bestimmte zum Beispiel einen Amerikaner zum Bau einer modernen Pyramide. Hier wird alles zusammengetragen, was unserer Zeit das besondere Gepräge gibt. Der Mithismus unserer Epoche wird hier eingefangen und erhalten für Jahrtausende.

Eine nicht üble Idee, ein weiteres Kulturdokument ewigen Zeiten zu hinterlassen, führte die Spezialfirma Schwarzkopf aus, als sie kürzlich in Berlin zu der Grundsteinlegung für ein neues Fabrikgebäude einlud. Bei dieser Gelegenheit wurde nämlich außer einer Pergamenturkunde in einem luftdicht abgeschlossenen Behälter Proben der Erzeugnisse der Fabrik, die alle das Zeichen der Firma, den „Schwarzen Kopf“ tragen, in die Höhlung des Grundsteines gelegt, damit spätere Generationen einen Begriff von der kosmetischen Geschmacksrichtung im Jahre 1928 bekommen.

Gedenktage.

Zum 50. Geburtstag Hans Carossas. Als vor kurzem der Literaturpreis der Stadt München an Hans Carossa verliehen wurde, kannten wohl viele nicht einmal den Namen dieses Dichters. Langsam, wie seine Werke reifen, wächst auch sein Ruhm. Was er einem engeren Kreis von Menschen und Dichtern gilt, zeigt das Gedenkbuch, das der Insel-Verlag zu Carossas 50. Geburtstag herausgibt, und in dem sich huldrende Worte und Beiträge poetischer Art von Schaeffer und Vertram, Billinger und Hausenstein, Hofmannsthal, Mell, Rombert, Ponten, Zweig, dem Engländer Lawrence und vielen anderen finden. Carossa ist am 15. Dezember 1878 zu Tölz in Bayern geboren als Sohn eines Arztes. Er studierte selbst in München, Würzburg und Leipzig Medizin, ließ sich 1903 in Passau als Arzt nieder, siedelte 1914 nach München über, wo er noch heute tätig ist, nachdem er den Krieg als Bataillonarzt der Infanterie mitgemacht hat. Seine Werke erschienen im Insel-Verlag, fünf Bände bisher von nicht großem Umfang, doch um so reiner in der Form, klar und edel, wie wir heute ganz selten nur Dichtungen empfangen. Es sind wenige Verse und erzählende Schriften, deren Inhalt durchweg autobiographischen Charakter trägt. Am schönsten sind die drei Bände „Eine Kindheit“ (1922), „Menschliches Tagebuch“ (1924) und „Verwandlungen einer Jugend“ (1928). Ihr Inhalt ist mit dünnen Worten nicht zu umschreiben. „Vater und Kind,“ schreibt Hugo von Hofmannsthal, „Gatie und Gattin, Lehrer und Schüler, der Arzt und der Kranke, der Priester und der Heilsbedürftige: alle diese ewigen Verhältnisse stehen in seinen Büchern klar da, obwohl alles so bescheiden und leise vorübergeht. . . . Wollen wir aber ein Wort finden, wodurch sich das, was hier auf uns einwirkt, zusammenfassen ließe, so weiß ich kein anderes, als daß ich sie — in einer Welt, in der das Wort schön von sehr unsicherem Gebrauch geworden ist — mit Ernst wahrhaft schöne Bücher nenne.“

Aus aller Welt.

Wird der Mensch im Alter kleiner? Ein belgischer Gelehrter, Dr. Quetelet, hat darüber umfangreiche Untersuchungen angestellt und ist zu folgendem Ergebnis gekommen: Vom 30. bis zum 40. Lebensjahre bleibt die Körperlänge unverändert. Dann tritt eine Verminderung ein, die vom 40. bis zum 50. Jahre mit 10 Millimeter, vom 50. bis zum 60. Jahre mit 35 Millimeter, vom 60. bis zum 70. Jahre mit 16 Millimeter und vom 70. bis zum 80. Lebensjahre wieder mit 10 Millimeter anzunehmen ist. Vom 80. bis zum 90. Lebensjahre trat keine oder nur mehr eine ganz geringe Verminderung ein. Im Durchschnitt wird der Mensch in vorgerückten Jahren etwa 71 Millimeter kleiner.

Ein einflussreicher Kritiker. Arnold Bennett, der wirtschaftliche Kritiker des „Evening Standard“ (London), ist einer der einflussreichsten Kritiker unserer Zeit. Jedes von ihm günstig beurteilte Werk wird von den Verlegern angekündigt mit Auszügen aus seiner Kritik. Der Verleger seiner eigenen Werke macht auch reichlich Klammern mit dem Namen Bennett. Allein seine Kritiken bringen Bennett monatlich rund dreißigtausend Mark ein.

Zweieinhalb Millionen Mark für einen Börsensif. Die Preise für einen Sif an der New Yorker Börse nehmen eine immer phantastischere Höhe an. Zwei Plätze an der New Yorker Börse sind dieser Tage für 525 000 und 530 000 Dollar verkauft worden. Gegenwärtig schweben Verhandlungen über den Verkauf einiger weiterer Plätze, für die ein Kaufpreis von 550 000 Dollar genannt wird.

Fröhliche Ecke.

Der Grund. Der kleine Aribert ist sitzengeblieben. „Warum hast du dich denn nicht zusammengenommen?“ tobt der Vater. „Dabei hatte ich dir ein Fahrrad versprochen, wenn du verhebt würdest, du Lummel. Was hast du bloß die letzten Wochen getan?“ — „Radfahren gelernt, Vater!“

Wißbegierig. „Ist nicht so hastig, Hans! Ein Junge hat auch einmal seinen Budding so schnell gegessen, daß er sich verschluckt und starb, ehe er fertiggegessen hatte!“ — Hans denkt über diese schreckliche Geschichte nach, und fragt dann: „Und was ist aus dem übrigen Budding geworden, Mama?“